Kapitel 7

Auf dem Land

Der achte Tag begann nicht mit Kälte, nicht mit Hunger – sondern mit Stille. Einer Stille, die sich wie ein grauer Teppich über die Stadt legte. In der Wohnung hing der Geruch von kaltem Petroleum und dem süßlichen Dunst abgestandenen Tees. Lilly saß am Fenster, die Stirn an die Scheibe gepresst. Ihr Blick war in den letzten Tagen leer geworden. Nicht ängstlich, nicht traurig. Nur … abwesend.

„Wir müssen raus", sagte ich leise zu Elif. „Nicht spazieren. Raus aus der Stadt. Vielleicht gibt es draußen noch Milch. Etwas Frisches. Etwas, das nicht aus der Dose kommt." Elif nickte, ohne zu fragen. Sie verstand. Nicht der Hunger trieb uns. Es war die Angst, in dieser Wohnung zu ersticken. Im Stehen.

Rudi hörte es vom Küchentisch. Er drehte den Kopf, die Pfeife zwischen den Lippen, längst erloschen.

„Ihr seid verrückt", knurrte er. „Draußen ist nichts. Nur mehr vom selben Dreck. Aber wenn ihr unbedingt wollt …" Er stand mühsam auf, griff nach dem Rollator, dann nach seinem Stock. Die Taschenuhr steckte schon in der Jackentasche. Ein Ritual.

Der Tank war fast leer. Ich goss noch zwei Liter aus dem Kanister nach – genug für die Fahrt hinaus, vielleicht nicht für zurück. Lilly kletterte nach hinten, wickelte sich in eine Decke. Rudi setzte sich schwer auf den Beifahrersitz, den Stock quer über den Knien.

„Früher", sagte er, als der Motor ansprang, „ist man gefahren, um was mitzubringen. Heute fährt man, um zu sehen, was noch übrig ist."

Die Straßen waren ein Museum des Verfalls. Verlassene Autos, manche mit eingeschlagenen Scheiben, andere mit offenen Türen, als hätten die Insassen einfach aufgegeben. An einer Kreuzung lagen Ziegel, vom Dach geworfen oder aus einer Barrikade geräumt. Niemand kümmerte sich darum.

Wir sahen Menschen. Immer in Bewegung. Mit Rucksäcken, mit Schlitten, mit leerem Blick. Sie sahen uns nicht an. Sie sahen durch uns hindurch. Als wären wir Geister in einer Welt, die keine Gesichter mehr brauchte.

Als wir die Stadtgrenze passierten, schlug uns der Geruch entgegen. Nicht nur Kälte. Etwas Dichtes, Schweres. Gülle. Blut. Und darunter etwas Süßliches, Faulendes, das sich in der Nase festsetzte. Lilly rümpfte die Nase. „Papa … was stinkt so?“

Ich antwortete nicht. Ich gab nur Gas.

Der erste Hof lag hinter einer windschiefen Hecke. Kein Rauch aus dem Schornstein. Kein Licht. Nur Stille – bis zum Brüllen.

Es war kein gewöhnliches Muhen. Es war ein Schrei. Tief, verzweifelt, voller Schmerz.

Ich hielt an. Wir stiegen aus.

Der Stall stand offen. Drinnen: Chaos. Kühe mit prallen, violett schimmernden Eutern, die sich an den Boxen drängten, mit den Köpfen schlugen, mit den Hinterbeinen austraten. Der Boden war aufgeweicht von Mist und Urin. Eine Kuh lag auf der Seite, die Beine zuckten rhythmisch. Eine andere hatte sich den Kopf an einem Eisenpfosten aufgeschlagen, bis aufs Blut.

Auf dem Misthaufen, halb von einer Plane bedeckt, lag ein Kadaver. Schwarze Fliegen tanzten im kalten Licht.

Lilly stand wie erstarrt, die Hand vor dem Mund. „Die … die leidet“, flüsterte sie.

In diesem Moment kam ein Mann aus dem Stall. Um die fünfzig, aber gealtert wie ein Siebzigjähriger. Die Hände rissig, die Augen eingefallen. In einem alten Metalleimer trug er vielleicht drei Liter Milch.

„Mehr geht nicht“, sagte er heiser. Seine Stimme klang, als hätte er sie verloren und wiedergefunden. „Zehn Stunden. Drei Kühe. Der Rest …“ Er nickte mit dem Kinn zum Hof. Zwei dunkle Flecken im Schnee. Große, reglose Körper.

„Wir haben Bohnen“, sagte ich. Ich holte eine Dose aus der Tasche. Die letzte mit grünen Bohnen. Der Bauer nahm sie, drehte sie in den Händen, als wäre sie aus Gold. Dann nickte er, füllte uns noch warme Milch in eine Plastikflasche.

„Kühl halten“, murmelte er. „So lange es geht. Lange hält sie nicht.“

Da räusperte sich Rudi. Er trat einen Schritt vor, griff in die Jacke und zog etwas hervor: einen kleinen Joghurtbecher, randvoll, mit einem Löffel darin.

„Bauer“, sagte er, und sein schlesischer Dialekt klang plötzlich weich, fast vertraulich. „Schau mal her.“

Er drehte den Deckel ab, nahm einen Löffel der gallertartigen Masse und rührte sie in einen Becher frischer Milch.

„Früher, wenn der Strom weg war und die Kühlung auch, hat man das so gemacht. Joghurtkultur in die Milch. Zwei Tage stehen lassen, nicht zu warm, nicht zu kalt. Dann hast du Sauermilch. Dann Quark. Der hält. Auch ohne alles.“

Der Bauer starrte ihn an. Seine Augen, eben noch leer, hellten sich langsam auf. „Das … das geht? Ohne … ohne Geräte?“

Rudi lächelte. Ein echtes, breites Lächeln, das ihm Falten um die Augen legte. „Junge, das geht. So hab ich’s gemacht, als alles kaputt war und nichts mehr übrig. Die Alten wissen noch was. Manchmal ist das das Einzige, was bleibt.“ Für einen Moment vergaß der Bauer die toten Kühe, den Gestank, die Verzweiflung. Er nahm den Becher, roch daran, nickte langsam. Lilly sah Rudi an, als hätte er gerade ein Wunder vollbracht. Nicht mit Strom, nicht mit Technik. Mit Wissen.

Dann gingen wir zum Schweinestall.

Der Geruch traf uns wie eine Mauer. Nicht nur Mist. Blut. Angst. Drinnen war die Hölle lebendig geworden. Ohne Lüftung stand die Luft dick und stickig. Die Schweine, sonst ruhig in ihren Boxen, waren zu einem einzigen, zuckenden Knäuel verschmolzen. Sie bissen sich, traten aus, quiekten in einem durchdringenden Chor des Wahnsinns. Ein Tier lag tot im Gang, den Bauch aufgerissen. Ein anderes fraß davon. Lilly schrie auf. Kein Laut, nur ein ersticktes Röcheln. Sie drehte sich weg, presste sich an Elif, die sie umschloss, als könnte sie sie vor diesem Anblick schützen.

Rudi blieb stehen, die Hand am Stock. Sein Gesicht wurde hart. „Siehst du, Mädchen“, sagte er leise, zu leise, um durch das Quieken zu dringen. „Wenn den Menschen das Essen ausgeht, hören sie auf, Menschen zu sein. Wenn den Tieren das Essen ausgeht … hören sie auf, Tiere zu sein.“

Der Bauer stellte sich hinter uns. Er sah nicht hin. Er konnte es nicht mehr ansehen. „Ich schaff das nicht“, sagte er tonlos. „Ich kann sie nicht alle schlachten. Ich kann sie nicht füttern. Ich kann sie nur … verrecken lassen.“

Am Tor stand ein Mann, den ich vorher nicht bemerkt hatte. Groß, breite Schultern, Unterarme wie Taue, ein dichter Bart. Er sah aus, als hätte er früher mit den Fäusten Geld verdient.

Er drückte dem Bauern etwas in die Hand. Ich sah nicht, was.

Der Bauer verschwand im Stall und kam mit einem Schwein zurück. Ein großes, ruhiges Tier, das als einziges nicht schrie.

Der Mann zog eine Rolle Küchengarn aus der Jackentasche und knüpfte daraus eine Leine. Schnell, geübt, ohne hinzusehen.

„Wofür?", fragte der Bauer.

„Abendessen."

Der Bauer sah das Schwein an. „Der ist zu ruhig für den Topf."

Der Mann betrachtete das Tier lange. Prüfend, wie ein Koch einen Braten ansieht.

„Noch", sagte er.

Aus der anderen Tasche holte er ein Kohlblatt. Das Schwein folgte ihm sofort.

Dann gingen die beiden. Die Landstraße hinunter, Richtung Stadt.

Niemand sagte etwas.

Wir fuhren zurück. Die Milchflasche lag im Kofferraum. Ein kleiner Schatz in einer Welt des Verfalls.

Elif hielt Lilly auf dem Schoß. Das Mädchen weinte nicht mehr. Es starrte nur aus dem Fenster, als müsste es die Landschaft auswendig lernen, bevor sie verschwand.

Auf der Landstraße kamen uns andere entgegen. Kleine Gruppen, zu Fuß. Männer mit Äxten. Frauen mit Messern. Kinder, die leere Körbe trugen. Sie gingen in Richtung der Höfe. Niemand sprach. Niemand lächelte.

Einer der Männer sah zu uns herüber. In seiner Hand blitzte eine Klinge. Nicht drohend. Eher wie ein Werkzeug. Wie etwas, das man braucht, um zu überleben.

Rudi folgte seinem Blick. „Jetzt geht's los", murmelte er. „Erst haben sie die Läden geplündert. Dann die Lager. Jetzt haben sie die Höfe entdeckt. Bald bleibt nichts. Nichts für die Menschen. Nichts für die Tiere. Nur … leere Ställe." Der Wagen rumpelte über das Kopfsteinpflaster der Stadtgrenze. Hinter uns lag das Land – stumm, stinkend, sterbend.

Und vor uns lag die Stadt. Auch stumm. Auch tot.

Nur waren hier die Ställe aus Beton.
Und die Tiere trugen Jacken.